

Wilfred Monod

Autor(en): **L.R.**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **37 (1943)**

Heft (5): **Mai-Sendung**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wilfred Monod.

Von Wilfred Monod, der in diesen Tagen von uns gegangen ist, muß auch in diesen Blättern geredet werden, wenn auch nur in Kürze. Denn er war ein Großer im Reiche Gottes und war uns ein hochgefinnter Freund. Aus Hugenottenstamm entsprossen, hat er den besten Geist des Hugenottentums in neuer Gestalt dargestellt. Er und Elie Gounelle, zwei sehr verschieden geartete, aber gleichmäßig große Männer, waren die beiden Dioskuren des französischen „religiösen Sozialismus“. Verbunden sind sie auch in Stockholm aufgetreten, als nach dem ersten Akt der Katastrophe der bekannte Versuch gemacht wurde, von Christus aus die Welt neu zu gestalten. Sie waren dort wohl die stärksten und lautersten Vertreter des Geistes, durch den allein das hätte geschehen können.

Wenn man für das, was Wilfred Monod gewesen ist, ein feiner eigenen Sprache entnommenes Stichwort finden will, so sagt man wohl am besten: Er hat auf eine ganz eigenartige Weise, mit nie versiegendem Feuer, das *messianische Evangelium* verkündigt, das also, was wir die Botschaft vom Reiche Gottes nennen. Wir könnten auch sagen, er habe, von der mehr pietistischen Tradition seines Geschlechtes (einer Dynastie von hervorragenden Predigern und Theologen) diese Botschaft besonders enge mit der Gestalt *Christi* verbunden und diesen als Messias verkündigt. Damit aber hat er jenes Element nicht nur des Hugenottentums, sondern auch Frankreichs im allgemeinen verbunden, das wir am besten als *geistiges Rittertum* bezeichnen und ohne das die Welt furchtbar verarmen würde. Dementsprechend hatte seine ganze Haltung bei aller Kraft des Charakters etwas Feines und Schwungvolles und zugleich Adeliges. Und auch ein Dichter lebte in ihm, ein Troubadour Christi. So steht er auch als eine der edelsten Verkörperungen des besten am französischen Wesen vor uns.

Er hat nicht nur auf eine einzigartige, weil auch recht eigenartige Weise Gott in Christus verkündigt, sondern hat auch auf gleiche Weise um Gott *gerungen*. Das Problem, das seine Seele am tiefsten beschäftigte, war das Verhältnis der Allmacht und Liebe Gottes zu dem moralischen und physischen *Uebel* der Welt. Ihm galt auch sein größtes, zu wenig beachtetes Werk: „Le Problème du Bien“ („Das Problem des Guten“). Er spricht darin auch im Alter Gedanken von großer Kühnheit aus, die den unsrigen verwandt sind und deren wir auch in den „Neuen Wegen“ mehr als einmal gedacht haben. Und dieses Problem ist wahrhaftig zeitgemäß gewesen und ist es noch.

Wilfred Monod hat es auch am eigenen Leibe erfahren. Er hat zwar als Schriftsteller, als Konferencier und nicht zum wenigsten als geistvoller Prediger am Oratoire in Paris, dem zentralen „Temple“ des französischen Protestantismus, viel Ruhm, Verehrung und Liebe genossen. Und lange auch als Professor der praktischen Theologie an der

Sorbonne. Aber hier hat ihm eine neue Theologie, die seiner nicht wert war, den Abend des Lebens verdüstert. Und dann kam die Katastrophe des Frankreich, das er auf seine Art so sehr geliebt hat. Beides hat wohl seine Lebenskraft noch rascher verzehrt, als das vielleicht sonst geschehen wäre. Schon lange flackerte das Licht seines natürlichen Lebens nur noch schwach. Wie sehr hätten wir wünschen mögen, daß er noch die Auferstehung Frankreichs, und nicht nur Frankreichs, hätte erleben können, doch dürfen wir annehmen, daß er doch noch ihr erstes Aufleuchten geschaut und in der Gewißheit ihrer *Erfüllung* sein prophetisches Auge für die Erde geschlossen habe.

Das Licht seines irdischen Lebens ist erloschen, aber als ein heller Stern im Reiche des Geistes und ein edles Licht im Reiche Gottes wird er weiter leuchten.

L. R.

Von der Nachahmung Christi.

(Fortsetzung.)

Was der Mensch an sich selbst oder an andern nicht zu bessern imstande ist, muß er geduldig tragen, bis Gott es anders gestaltet. Bedenke, daß es so für deine Bewährung und Geduld sehr viel besser ist, ohne die unsere Verdienste nicht viel Gewicht haben. Du mußt freilich für solche Hindernisse bitten, daß Gott dir Hilfe gewähre und du es willig und gern ertragen könntest.

Wenn einer einmal oder zweimal gemahnt nicht Ruhe gibt, so wolle mit ihm nicht streiten, sondern befehle das Ganze Gott, daß sein Wille und seine Ehre von allen seinen Knechten geschehe; er weiß ja wohl, wie er Böses in Gutes wende. Sei geduldig im Tragen der Fehler anderer und ihrer Schwächen aller Art; denn auch du hast vieles an dir, was andere auch ertragen müssen. Wenn du nicht imstande bist, dich selbst so zu machen, wie du dich haben möchtest, wie kannst du dann einen andern so haben, wie es dir gefiele? Gerne hätten wir andere vollkommen, und doch verbessern wir die eigenen Mängel nicht. Wir wollen, daß andere streng korrigiert werden, selbst aber wollen wir uns nicht korrigieren lassen. Es mißfällt uns die Art, wie andere sich gehen lassen, und können doch selbst nicht ertragen, daß uns verfaßt werde, was wir begehren. Andere wollen wir durch Statuten einschränken, und selbst ertragen wir auf keine Weise, daß uns irgendwie weitgehende Vorschriften auferlegt werden. Daraus wird klar, wie selten wir den Nächsten so einschätzen wie uns selbst.

Wenn alle vollkommen wären, was hätten wir dann von andern für Gott zu leiden? Nun aber hat es Gott so geordnet, daß wir lernen, Einer des Andern Lasten zu tragen. Denn keiner ist ohne Fehler, keiner ohne Last, keiner sich selbst genug, keiner für sich selbst ausreichend